

Wir hamstern Christbäume

Von Heinrich Zillich

Mein Vater erzählte mir oft, in seinem Elternhaus sei einmal die Not so arg gewesen, daß am Weihnachtsabend, als der Laternenanzünder schon durch die Gassen tappte, selbst die lautlos am Herd wirtschaftende Mutter noch nicht daran gedacht hatte, ihrem Sohn eine winzige Gabe zu beschaffen oder auch nur einen Tannenzweig mit zwei Kerzen auf den Tisch zu stellen.

Da saß der Bub achtjährig und verschüchtert in der eisigen Stube. Wie warme Fenster im Frost trübten sich seine Augen, aber er wagte nichts vom Fest zu sagen, Daß er in der Stille den Magen knurren hörte, war er längst gewöhnt. Darnach lauschte er nicht. Er düstete nach einem Wort der Erwachsenen, die durch ihre Sorgen zu Steinen erstarrt schienen.

Da hob von ferne das Geläute an, und in derselben Sekunde schrie die Mutter auf, erschüttert, daß sie den Christtag vergessen hatte. Der graue Vater schrak empor, suchte in den Taschen und fand — es dünkte alle ein Wunder! — zwanzig Kreuzer. „Lauf!“ rief er, „lauf, kauf dir einen Malkasten. Vielleicht hat Buchhändler Michaelis noch offen!“

Oh, wie der Bub rannte, ohne Mütze und Mantel, den Atem als weiße Fackel vor dem Mund! Der Rolladen der Buchhandlung hing herabgezogen, bot aber noch einen Durchschlupf zwei Spannen hoch über dem Boden. Auf dem Bauch rutschte der Kleine in den hellen Raum hinein und sprang, vom Hals bis zu den Knien schneegetüncht, zum Pult. Freilich, er mußte flehen, mußte auch ein wenig weinen, ehe man ihm unwillig eine jämmerliche Schachtel mit acht Farben und einen Pinsel reichte.

„So bekam ich doch ein Weihnachtsgeschenk. Ich schob mich wieder auf dem Bauch, zitternd vor Glück, in die leere Straße hinaus. Kein Mensch ging jetzt durch die Stadt. Ich blieb vor einem Fenster stehen, durch das ich die brennenden Kerzen einer Christanne sehen konnte. Zuhause hatten wir ja keine.“

Vernahmen wir Kinder diese Geschichte, so staunten wir. Offenbar waren einst böse Zeiten gewesen und mein Vater hatte sie erlebt. Wir wußten nicht, ob wir ihn deswegen bedauern oder bewundern sollten. Solche Zeiten würden nie wiederkehren, glaubten wir. Es kamen schlimmere. Damals jedoch, als ich klein war, brachte uns am Tag vor Weihnachten immer der Schlitten aus der Stadt, wo wir die Schule besuchten, heim aufs Land. Wir saßen in Pelzen wahrhaft vergraben, oben auf dem Bock ragte Moses, unser Kutscher, im braunen goldgeknöpften Mantel. Vorn klingelten herrlich die Schellen der Pferde. Über die weißen Äcker sank die Nacht. Weither heulten die Wölfe. Es war in Siebenbürgen. Dort wuchs ich auf. Und fuhren wir in den Garten hinein und vor das Haustor, so strahlten die Fenster. Die Eltern küßten uns. Süßer Duft von Gebäck wehte uns entgegen. Gesinde sprang herbei, und alle lächelten abwehrend, denn sie hatten hundert Geheimnisse zu hüten. Aber am nächsten Abend öffnete sich die Flügeltür ins Eßzimmer. Da stand besät mit brennenden Kerzen die ungeheure Tanne, ein Dickicht, vier Meter breit, fünf Meter hoch.

Einen kleineren Baum duldete mein Vater nicht. Das verdankten wir der schrecklichen Weihnacht, in der ihm nicht einmal ein Lichtlein die Stube durchschimmerte und er nur den elenden Malkasten an die Brust drücken konnte.

Ungeheure Christannen habe ich später auch in jedem Jahr in meinem Heim aufgestellt. Seitdem ich in Deutschland lebe, fiel es mir schwerer als am Rand der Karpaten, dichte und breite Bäume zu finden. Und nach dem letzten Krieg, wo wir den Riemen

sehr eng schnallten, sah es mehrfach beinahe so aus, als müßte ich mich mit einer Fichte bescheiden. Heute darf ich es eingestehen, wir beschieden uns nicht. Wir schlugen im Wald eine Tanne, an der mein Vater seine Freude gehabt hätte. Freilich, mit rechten Dingen ging es nicht zu, aber ging es etwa rechtens zu, mir Heimat, Gut und Freiheit zu rauben?

Bei allen Nachbarn sind meine Weihnachtsbäume berühmt; sie wären wohl weniger mächtig, wenn meine Söhne — durch Vererbung meine ich — in ihrer Jugendlichkeit nicht noch viel schärfer als ich darauf schauten, daß es wahrhaft überwältigende Riesen seien. Ihnen und mir klopft jedesmal das Herz, bis die Mutter des Hauses, die strenge Richterin in dieser Sache, befriedigt dazu nickt, was wir da heranschleppen.

Längst herrscht Ordnung im Land. Wir kaufen unser Dickicht brav auf dem Markt für schweres Geld, denn eine Tanne, wie sie unserem siebenbürgischen Hochmut genügt, hat ihren wuchtigen Preis. Fehlten mir die Kreuzer dazu, so stückelten wir allesamt zusammen und verzichteten gerne auf die Weihnachtsgans.

Nun aber brach die Suezkanalkrise aus. In der verschreckten Welt jagten die Frauen in die Geschäfte und kauften Vorräte ein, als drohe ein großer Krieg. Wir taten es nicht, wir rochen, daß es — für uns wenigstens — gut ausgehen werde. Das war im Herbst gewesen. Weihnachten nahte, und da erwachte unsere ererbte Gier nach dem riesigen, dem beispiellos schönen Christbaum.

Zu Clemens, der alle Morgen in seine Vorlesungen nach München fuhr, sagte die Mutter: „Schau, daß du eine ordentliche Tanne entdeckst“. Niemand währte, es würde ihm sofort glücken. Selbigen Tages betrachtete ich voll Mißtrauen auf dem Marktplatz unseres Städtchens, was ein Händler an Fichten anpries, und traute meinen Augen nicht — unter hundert Zwergen welch eine Tanne! Sie war wie ein ganzer Wald. Ohne zu feilschen opferte ich den Inhalt meiner Börse, Schein um Schein. Zwei Träger keuchten, als sie das Ungetüm vor meiner Frau abluden; sie lobte mich.

Am Abend brachte Clemens ein ebenso gewaltiges Dickicht heran. Er und der Mann, der ihm dabei geholfen hatte, wischten sich den Schweiß.

Die Nachbarn lachten: „Diese Zillichs! Wir hamstern Kleider, Schuhe und Lebensmittel, sie hamstern Christbäume. Da sieht man's, warum Schriftsteller nie auf einen grünen Zweig kommen.“

Was das betraf — wir hatten genau doppelt so viele Zweige, als wir benötigten, und die Hälfte davon mußte schleunigst wieder in Geld verwandelt werden. Wir wollten doch etwas mehr als einen Malkasten auf den Gabentisch legen. Till und Frank, die Pennäler, erklärten sich für eine klar ausbedungene Summe bereit, neben dem einen Dickicht solange auf dem Marktplatz zu stehen, bis sich ein Käufer einfinde.

Gewiß, die Leute stutzten, sie fragten, ob die Tanne für die Feier in der Kirche oder im Turnsaal bestimmt sei. Weit gefehlt, bitte, bedienen Sie sich, ist sie nicht königlich? Jeder schüttelte den Kopf und ging. Ich versuchte reichen Männern um den Bart zu streichen — sehen Sie doch, wie eng die Nadeln sitzen, die Zweige sind so breit, daß man darauf schlafen kann. — Danke, wir schlafen aus Gewohnheit im Bett. — Ich blickte ihnen nach. Durfte ich es ihnen verübeln? Ich habe ein unmäßig hohes Zimmer, es läßt sich im Winter nicht erwärmen. Bäume wie unsere, auch zwei, stellen wir dort leicht auf. Wer sonst hat solch einen Raum?

Till und Frank schlichen verstört heim. Jetzt trat die Mutter auf den Plan. Ihr gelang es, nach halbstündigem Verhandeln den Händler zur Rücknahme der Tanne zu bewegen, aber bare Münze verweigerte er. Was gab er also? Eine Weihnachtsgans!

So kamen wir nach endlosen Jahren endlich auch zu einem Gänsebraten am Christtag und hatten abwechselnd das Gefühl, ein vortreffliches und ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben.

Wie hätte mein Vater dazu gelacht! Dann wäre er ernst geworden beim Gedanken an jene Christnacht, als er auf dem Bauch in den Buchladen rutschte und den Farbkasten kaufte, aus dem für ihn und seine Kinder, Enkel und Urenkel bisher fast hundert ungeheuere Weihnachtsbäume gewachsen sind und — so Gott uns hilft — noch viele wachsen sollen.

Albert Eichhorn

Von Alfred Prox

Sollte die siebenbürgisch-sächsische Forschung und Wissenschaft in ihren vielfältigen Erscheinungsformen und auch in ihrem geschichtlichen Ablauf einmal die verdiente, gewiß in mancher Hinsicht aufschlußreiche Würdigung erfahren, bildet die „Laienforschung“ ohne Zweifel einen ihrer reizvollsten Aspekte. Vor allem, wenn man mit verständnisvollem Einfühlungsvermögen in die früheren heimatlichen Verhältnisse, zu den Quellen vorstößt. Nicht immer wird man dann innerdeutsche Verhältnisse auf Siebenbürgen übertragen können trotz offensichtlichen, vordergründigen Gemeinsamkeiten. Bei den Ausgangspositionen wäre sicher oft zu differenzieren.

Der Begriff „Laienforscher“ scheint uns zudem reichlich schablonenhaft und mag in vielen Fällen an der Sache vorbeigehen. Die so Etikettierten waren nicht selten Männer, die in jahrzehntelanger intensiver Beschäftigung mit der Materie ihres Spezialgebietes sich ein erstaunlich umfassendes Wissen angeeignet hatten und auf diesem ortsfremden Berufswissenschaftlern in lokalen Detailfragen häufig überlegen sind.

Kronstadt nahm dabei, schon was die Zahl der aus Leidenschaft der Wissenschaft Dienenden betrifft, eine besondere Stellung ein; lag es an den gesellschaftlichen Verhältnissen, an der landschaftlichen Eigenart und deren Einflüssen oder am Menschenschlag? Namen wie Julius Teutsch, Däubel, Horwath oder Treiber haben in der siebenbürgischen Forschung guten Klang, und sie mögen hier für zahlreiche andere stehen.

Einer der Begabtesten der jüngeren Kronstädter Forschergeneration, mit geistigen und charakterlichen Anlagen glänzend ausgestattet, war Albert Eichhorn. Am 5. Februar 1906 in Kronstadt geboren, besuchte und absolvierte er das dortige Honterusgymnasium und studierte am medizinisch-pharmazeutischen Institut der Universität Klausenburg, das er 1931 als Magister der Pharmazie verließ, um in die väterliche Apotheke in der Brunnen-gasse einzutreten.

Es mag mit an einer gewissen inneren Unrast gelegen haben, die ihn stets beflügelte, daß er sich neben dem Berufsstudium früh und zielstrebig gewisse Voraussetzungen für seinen späteren eigentlichen Lebensinhalt, für die selbstgewählte Lebensaufgabe erarbeitete. Als Student hospitierte er bei bekannten Kunstgeschichtlern, später unternahm er eine längere Studienreise zu den Stätten der klassischen abendländischen Kunst in Deutschland, Frankreich und Belgien. Sie schärfte ihm den Blick für überregionale Zusammenhänge und bereicherte sein Wissen nach Breite und Tiefe.

Eichhorns ausgeprägte Neigungen zur Kunst und Wissenschaft führten ihn zwangsläufig in den Bannkreis des „Burzenländer Sächsischen Museums“, Kronstadt; er suchte und fand Eingang in jenen „fachlich wie menschlich so erfreulichen Freundeskreis, der das Museum trug“, wie ein intimer Kenner der Verhältnisse sich einst ausdrückte.

Seine Mitarbeit beschränkte sich nicht, wie das sonst bei Mitgliedern des engeren Leitungsausschusses, dem er bald angehörte, üblich war, auf die Mitsprache in Dingen

Wir hamstern Christbäume

Erzählt von Heinrich Zillich

Mein Vater erzählte mir oft, in seinem Elternhaus sei einmal die Not so arg gewesen, daß am Weihnachtsabend, als der Laternenanzünder schon durch die Gasse tappte, selbst die lautlos am Herd wirtschaftende Mutter noch nicht daran gedacht hatte, ihrem Sohn eine winzige Gabe zu beschaffen oder auch nur einen Tannenzweig mit zwei Kerzen auf den Tisch zu stellen.

Da saß der Bub, achtjährig und verschüchtert, in der eisigen Stube. Wie warme Fenster im Frost trübten sich seine Augen, aber er wagte nichts vom Fest zu sagen. Daß er in der Stille seinen Magen knurren hörte, war er längst gewöhnt. Darnach lauschte er nicht. Er dürstete nach einem Wort der Erwachsenen, die durch ihre Sorgen zu Steinen erstarrt schienen.

Da hob von ferne das Geläute an, und in derselben Sekunde schrie die Mutter auf, erschüttert, daß sie den Christtag vergessen konnte. Der Vater schrak empor, suchte in den Taschen und fand – es dünkte alle ein Wunder! – zwanzig Kreuzer. „Lauf!“ rief er, „lauf, kauf dir einen Malkasten. Vielleicht hat Buchhändler Michaelis noch offen!“

Oh, wie der Bub rannte, ohne Mütze und Mantel, den Atem als Fackel vor dem Mund! Der Kolladen der Buchhandlung war herabgezogen, aber er bot noch einen Durch-

schluß, zwei Spannen hoch über dem Boden. Auf dem Bauch rutschte der Kleine in den hellen Raum hinein und sprang, vom Hals bis zu den Knien schneegetüncht, zum Pult. Freilich, er mußte flehen, mußte auch ein wenig weinen, ehe man ihm unwillig eine jämmerliche Schachtel mit acht Farben und einen Pinsel reichte.

„So bekam ich doch ein Weihnachtsgeschenk. Ich schob mich wieder auf dem Bauch, zitternd vor Glück, in die leere Straße hinaus. Kein Mensch ging jetzt durch die Stadt. Ich blieb vor einem Fenster stehen, durch das ich die brennenden Kerzen einer Christtanne sehen konnte. Zu Hause hatten wir ja keine.“

Bernahmen wir Kinder diese Geschichte, so staunten wir. Offenbar waren einst böse Zeiten gewesen, und mein Vater hatte sie erlebt. Wir wußten nicht, ob wir ihn deswegen bedauern oder bewundern sollten. Solche Zeiten würden nie wiederkehren, glaubten wir. Es kamen schlimmere!

Damals jedoch, als ich klein war, brachte uns am Tag vor Weihnachten immer der Schlitten aus der Stadt, in der wir die Schule besuchten, heim aufs Land. Wir saßen im Schlitten in Pelzen wahrhaft vergraben, oben auf dem Boß Moses, unser Kutscher, im braunen, goldgeknöpften Mantel, vorn klingelten herrlich die Schellen der Pferde. Über die weißen Äcker



Strohsterne für den Weihnachtsbaum

Aufnahme: Binder-Anthony

sank die Nacht. Weither heulten die Wölfe. Es war in Siebenbürgen. Dort wuchs ich auf. Wir fuhren in den Garten hinein und vor das Haustor. Die Eltern küßten uns. Süßer Duft von Gebäck wehte uns entgegen, Gefinde sprang herbei, und alle lächelten abwehrend, denn sie hatten hundert Geheimnisse zu hüten. Auf vorlaute Fragen lächelten sie noch wunderbarer. Aber am nächsten Abend öffnete sich die Flügeltür ins Esszimmer. Da stand, besät mit brennenden Kerzen, die ungeheure Tanne, ein Dickicht, vier Meter breit, fünf Meter hoch.

Einen kleineren Baum duldete mein Vater nicht. Das verdankten wir der schrecklichen Weihnacht, in der ihm nicht einmal ein Lichtlein angezündet wurde und er nur den elenden Malkasten an die Brust drücken konnte.

Ungeheure Christtannen habe auch ich später in jedem Jahr in meinem Heim aufgestellt. Seitdem ich in Deutschland lebe, fiel es mir schwerer als am Rand der Karpaten, dichte und breite Bäume zu finden. Und nach dem letzten Krieg, wie wir den Riemen sehr eng schnallten, sah es mehrmals beinahe so aus, als müßte ich mich mit einer Fichte bescheiden. Heute darf ich es eingestehen, wir beschieden uns nicht. Wir schlugen im Wald eine Tanne, an der mein Vater seine Freude gehabt hätte. Freilich, mit rechten Dingen ging es da nicht immer zu.

Bei allen Nachbarn sind meine Weihnachtsbäume berühmt. Sie wären wohl weniger mächtig, wenn

meine Söhne – durch Vererbung, meine ich – in ihrer Jugendlichkeit nicht noch viel schärfer als ich darauf schauten, daß es wahrhaft überwältigende Riesen sind. Ihnen und mir klopft jedesmal das Herz, bis die Mutter des Hauses, die strenge Richter in dieser Sache, befriedigt zu dem nickt, was wir da heranschleppen.

Längst herrscht Ordnung im Land. Wir kaufen unser Dickicht brav auf dem Markt für schweres Geld, denn eine Tanne, wie sie unserem siebenbürgischen Hochmut genügt, hat ihren wuchtigen Preis. Fehlen mir die Kreuzer dazu – mit einem Zwanziger ist's nicht getan! – so stückeln wir allesamt zusammen und verzichten gerne, seit einem Jahrzehnt schon, auf die Weihnachtsgans.

Nun aber brach die Suezkanalkrise aus. In der verschreckten Welt jagten die Frauen in die Geschäfte und kauften Vorräte ein, als drohte ein großer Krieg. Wir taten es nicht, wir rochen, daß es – wenigstens für uns – gut ausgehen werde, und weil wir keine Engländer sind, juckte uns auch die Laus im Pelz nicht. Das war im Herbst gewesen. Weihnachten nahte, und da erwachte unsere ererbte Gier nach dem riesigen, dem beispiellos schönen Christbaum.

Zu Clemens, der alle Morgen in seine Vorlesungen nach München fuhr, sagte die Mutter: „Schau, daß du eine ordentliche Tanne entdeckst.“ Niemand wähte, es würde ihm sofort glücken. Selbigen Tages betrachtete ich voll Mißtrauen auf dem

Marktplatz unseres Städtchens, was ein Händler an Fichten anpries, und traute meinen Augen nicht – unter hundert Zwergen welch eine Tanne! Sie war wie ein ganzer Wald. Ohne zu feilschen opferte ich den Inhalt meiner Börse. Zwei Träger keuchten, als sie das Ungetüm vor meiner Frau abluden; sie lobte mich.

Am Abend aber brachte Clemens ein ebenso gewaltiges Dickicht heran.

Die Nachbarn lachten: „Diese Zilchis! Wir hamstern Kleider, Schuhe und Lebensmittel, sie hamstern Christbäume. Da sieht man's, warum Schriftsteller nie auf einen grünen Zweig kommen.“

Was das betraf – wir hatten genau doppelt so viele Zweige, als wir benötigten, und die Hälfte davon mußte schleunigst wieder in Geld verwandelt werden. Wir wollten doch etwas mehr als einen Malkasten auf den Gabentisch legen. Till und Frank, die Pennäler, erklärten sich für eine klar ausbedungene Summe bereit, neben dem einen Dickicht so lange auf dem Marktplatz zu stehen, bis sich ein Käufer einfinde.

Gewiß, die Leute stutzten, sie fragten, ob die Tanne für die Feier in der Kirche oder im Turnsaal bestimmt sei. Weit gefehlt, bitte, bedienen Sie sich, ist sie nicht königlich? Jeder schüttelte den Kopf und ging. Ich versuchte reichen Männern um den Bart zu streichen – sehen Sie nicht, wie eng die

Nadeln sitzen, die Zweige sind so breit, daß man darauf schlafen kann. Danke, wir schlafen aus Gewohnheit im Bett. – Ich blickte ihnen nach. Durfte ich es ihnen verübeln? Ich habe ein unmäßig hohes Zimmer, es läßt sich im Winter nicht erwärmen. Bäume, wie sie uns gebühren, auch zwei, stellen wir dort leicht auf. Wer sonst hat solch einen Raum?

Till und Frank schlichen verstört heim. Jetzt trat die Mutter auf den Plan. Ihr gelang es, nach halbstündigem Verhandeln den Händler zur Rücknahme der Tanne zu bewegen, aber bare Münze verweigerte er. Nein, er glaubte nicht, daß noch einmal ein Siebenbürger aufkreuzte und ein solches Ungeheuer erwarb. Was gab er also? Eine Weihnachts-gans!

So kamen wir, nach endlosen Jahren, endlich auch zu einem Gänsebraten am Christtag und hatten abwechselnd das Gefühl, ein vortreffliches und ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben.

Wie hätte mein Vater dazu gelacht! Dann wäre er ernst geworden beim Gedanken an jene Christnacht, als er auf dem Bauch in den Buchladen rutschte und den Farbkasten kaufte, aus dem für ihn und seine Kinder, Enkel und Urenkel bisher fast hundert ungeheure Weihnachtsbäume gewachsen sind und – so Gott uns hilft – noch viele wachsen sollen.

Wir hamstern Christbäume

Von Heinrich Zillich

Mein Vater erzählte mir oft, in seinem Elternhaus sei einmal die Not so arg gewesen, daß am Weihnachtsabend, als der Laternenanzünder schon durch die Gassen tappte, selbst die lautlos am Herd wirtschaftende Mutter noch nicht daran gedacht hatte, ihrem Sohn eine winzige Gabe zu beschaffen oder auch nur einen Tannenzweig mit zwei Kerzen auf den Tisch zu stellen.

Da saß der Bub achtjährig und verschüchtert in der eisigen Stube. Wie warme Fenster im Frost trübten sich seine Augen, aber erwagte nichts vom Fest zu sagen. Daß er in der Stille den Magen knurren hörte, war er längst gewöhnt. Darnach lauschte er nicht. Er dürstete nach einem Wort der Erwachsenen, die durch ihre Sorgen zu Steinen erstarrt schienen.

Da hob von ferne das Geläute an, und in derselben Sekunde schrie die Mutter auf, erschüttert, daß sie den Christtag vergessen hatte. Der graue Vater schrak empor, suchte in den Taschen und fand - es dünkte alle ein Wunder! - zwanzig Kreuzer. "Lauf!" rief er, "lauf, kauf dir einen Malkasten. Vielleicht hat Buchhändler Michaelis noch offen!"

Oh, wie der Bub rannte, ohne Mütze und Mantel, den Atem als Fackel vor dem Mund! Der Rolladen der Buchhandlung hing herabgezogen, aber er bot noch einen Durchschlupf zwei Spannen hoch über dem Boden. Auf dem Bauch rutschte der Kleine in den hellen Raum hinein und sprang, vom Hals bis zu den Knien schneegetüncht, zum Pult. Freilich, er mußte flehen, mußte auch ein wenig weinen, ehe man ihm unwillig eine jämmerliche Schachtel mit acht Farben und einen Pinsel reichte.

"So bekam ich doch ein Weihnachtsgeschenk. Ich schob mich wieder auf dem Bauch, zitternd vor Glück, in die leere Straße hinaus. Kein Mensch ging jetzt durch die Stadt. Ich blieb vor einem Fenster stehen, durch das ich die brennenden Kerzen einer Christtanne sehen konnte. Zuhause hatten wir ja keine."

Vernahmen wir Kinder diese Geschichte, so staunten wir. Offenbar waren einst böse Zeiten gewesen und mein Vater hatte sie erlebt. Wir wußten nicht, ob wir ihn deswegen bedauern oder bewundern sollten. Solche Zeiten würden nie wiederkehren, glaubten wir. Es kamen schlimmere. Damals jedoch, als ich klein war, brachte uns am Tag vor Weihnachten immer der Schlitten aus der Stadt, wo wir die Schule besuchten, heim aufs Land. Wir saßen in Pelzen wahrhaft vergraben, oben

auf dem Bock ragte Moses, unser Kutscher, im braunen goldgeknöpften Mantel, Vorn klingelten herrlich die Schellen der Pferde. Über die weißen Äcker sank die Nacht. Weither heulten die Wölfe. Es war in Siebenbürgen. Dort wuchs ich auf. Und fuhren wir in den Garten hinein und vor das Haustor, so strahlten die Fenster. Die Eltern küßten uns. Süßer Duft von Gebäck wehte uns entgegen, Gesinde sprang herbei, und alle lächelten abwehrend, denn sie hatten hundert Geheimnisse zu hüten. Aber am nächsten Abend öffnete sich die Flügeltür ins Esszimmer. Da stand besät mit brennenden Kerzen, die ungeheuere Tanne, ein Dickicht, vier Meter breit, fünf Meter hoch.

Einen kleineren Baum duldete mein Vater nicht. Das verdankten wir der schrecklichen Weihnacht, in der ihm nicht einmal ein Lichtlein die Stube durchschimmerte und er nur den elenden Malkasten an die Brust drücken konnte.

Ungeheuere Christtannen habe ich später auch in jedem Jahr in meinem Heim aufgestellt; seitdem ich in Deutschland lebe, fiel es mir schwerer als am Rand der Karpaten, dicke und breite Bäume zu finden. Und nach dem letzten Krieg, wie wir den Riemen sehr eng schnallten, sah es mehrmals beinahe so aus, als müßte ich mich mit einer Fichte bescheiden. Heute darf ich es eingestehen, wir beschieden uns nicht. Wir schlugen im Wald eine Tanne, an der mein Vater seine Freude gehabt hätte. Freilich, mit rechten Dingen ging es nicht zu, aber ging es etwa rechtens zu, mir Heimat, Gut und Freiheit zu rauben?

Bei allen Nachbarn sind meine Weihnachtsbäume berühmt; sie wären wohl weniger mächtig, wenn meine Söhne - durch Vererbung meine ich - in ihrer Jugendlichkeit nicht noch viel schärfer als ich darauf schauten, daß es wahrhaft überwältigende Riesen seien. Ihnen und mir klopft jedesmal das Herz, bis die Mutter des Hauses, die strenge Richterin in dieser Sache, befriedigt dazu nickt, was wir da heranschleppen.

Längst herrscht Ordnung im Land. Wir kaufen unser Dickicht brav auf dem Markt für schweres Geld, denn eine Tanne, wie sie unserem siebenbürgischen Hochmut genügt, hat ihren wichtigen Preis. Fehlen mir die Kreuzer dazu, so stückeln wir allesamt zusammen und verzichten gerne, seit einem Jahrzehnt schon, auf die Weihnachtsgans.

Nun aber brach die Suezkanalkrise aus. In der verschreckten Welt jagten die Frauen in die Geschäfte und kauften Vorräte ein, als drohte ein großer Krieg. Wir taten es nicht, wir rochen, daß es - für uns wenigstens - gut ausgehen werde. Das war im Herbst gewesen. Weihnachten nahte, und da erwachte unsere ererbte Gier nach dem

riesigen, dem beispiellos schönen Christbaum.

Zu Clemens, der alle Morgen in seine Vorlesungen nach München fuhr, sagte die Mutter: "Schau, daß Du eine ordentliche Tanne entdeckst". Niemand währte, es würde ihm sofort glücken. Selbigen Tages betrachtete ich voll Mißtrauen auf dem Marktplatz unseres Städtchens, was ein Händler an Fichten anpries, und traute meinen Augen nicht - unter hundert Zwergen welch eine Tanne! Sie war wie ein ganzer Wald. Ohne zu feilschen opferte ich den Inhalt meiner Börse, Schein um Schein. Zwei Träger keuchten, als sie das Ungetüm vor meiner Frau abluden; sie lobte mich.

Am Abend brachte Clemens ein ebenso gewaltiges Dickicht heran. Er und der Mann, der ihm dabei geholfen hatte, wischten sich den Schweiß.

Die Nachbarn lachten: "Diese Zillichs! Wir hamstern Kleider, Schuhe und Lebensmittel, sie hamstern Christbäume. Da sieht mans, warum Schriftsteller nie auf einen grünen Zweig kommen."

Was das betraf - wir hatten genau doppelt so viele Zweige, als wir benötigten, und die Hälfte davon mußte schleunigst wieder in Geld verwandelt werden. Wir wollten doch etwas mehr als einen Malkasten auf den Gabentisch legen. Till und Frank, die Pennäler, erklärten sich für eine klar ausbedungene Summe bereit, neben dem einen Dickicht solange auf dem Marktplatz zu stehen, bis sich ein Käufer einfinde.

Gewiß, die Leute stutzten, sie fragten, ob die Tanne für die Feier in der Kirche oder im Turnsaal bestimmt sei. Weit gefehlt, bitte, bedienen Sie sich, ist sie nicht königlich? Jeder schüttelte den Kopf und ging. Ich versuchte reichen Männern um den Bart zu streichen - sehen Sie doch, wie eng die Nadeln ~~sind~~ sitzen, die Zweige sind so breit, daß man darauf schlafen kann. - Danke, wir schlafen aus Gewohnheit im Bett. Ich blickte ihnen nach. Durfte ich es ihnen verübeln? Ich habe ein unmäßig hohes Zimmer, es läßt sich im Winter nicht erwärmen. Bäume wie unsere, auch zwei, stellen wir dort leicht auf. Wer sonst hat solch einen Raum?

Till und Frank schlichen verstört heim. Jetzt trat die Mutter auf den Plan. Ihr gelang es, nach halbstündigem Verhandeln den Händler zur Rücknahme der Tanne zu bewegen, aber bare Münze verweigerte er. Was gab er also? Eine Weihnachtsgans!

So kamen wir nach endlosen Jahren endlich auch zu einem Gänsebraten am Christtag und hatten abwechselnd das Gefühl ein vortreffliches und ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben.

Wie hätte mein Vater dazu gelacht? Dann wäre er ernst geworden beim Gedanken an jene Christnacht, als er auf dem Bauch in den Buch-

laden rutschte und den Farbkasten kaufte, aus dem für ihn und seine Kinder, Enkel und Urenkel bisher fast hundert ungeheuere Weihnachtsbäume gewachsen sind und - so Gott uns hilft - noch viele wachsen sollen.